

JEN BEAGIN



ROMAN

BIG SWISS

ATLANTIK

A

A

JEN BEAGIN

BIG SWISS

Aus dem
Englischen von Eva Kemper

Atlantik

Die Originalausgabe erschien 2023
unter dem Titel *Big Swiss* bei Scribner, New York.

*Atlantik ist ein Imprint des
Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg.*

1. Auflage 2023

Copyright © 2023 Jen Beagin

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2023 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung und -abbildung:

© KUZIN & KOLLING, Büro für Gestaltung, Hamburg

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Minion Pro reg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01593-5


HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Für Stefan

1

Greta nannte sie Big Swiss, weil sie groß und aus der Schweiz war und oft vom Scheitel bis zur Sohle Weiß trug, die Farbe der Kapitulation. Ihre blonden Haare waren so fein wie Pustebäumenflaum. Sie hatte eine Lücke zwischen den Schneidezähnen, ließ aber den gelassenen Charme vermissen, der normalerweise damit einherging, und der Blick ihrer blassblauen Augen war so durchdringend wie der eines Sektenführers. Wohin sie auch ging, drehten sich selbst Kleinkinder und Hunde nach ihr um. Ihre Schönheit glich der Schweiz selbst – beeindruckend, aber steril –, und verglichen mit ihrem teutonischen Gleichmut wirkten die Menschen um sie herum wie emotionale Freigeister oder, um einen Begriff aus der Psychiatrie zu bemühen, völlig durchgeknallte Spinner.

Allerdings war das reinste Spekulation von Greta – sie hatte Big Swiss nie getroffen, und das würde sie wahrscheinlich auch nie. Ebenso wenig hatte sie je einen Fuß in die Schweiz gesetzt. Aber sie hatte Fotos gesehen, und das Land wirkte einfach nicht echt. Big Swiss dagegen war eindeutig echt. Greta kannte ihre Initialen (FEW), ihr Geburtsdatum (23. 5. 1990), ihre Klientennummer (233) und ihre Stimme, die tief, laut und ein wenig traurig klang. Vielleicht lag es daran, dass Big Swiss so ausdruckslos sprach und Greta ihr Gesicht nicht sehen konnte, jedenfalls beschwor ihre Stimme wahllos Bilder herauf. Zum Beispiel von Hundezitzen. Von nassen Kiefernadeln. Auch von Greta, die sich in einem Wandschrank zwischen Nerzmänteln versteckte. Davon abgesehen hatte sie etwas Substantielles an sich, das Greta gefiel. An dieser Stimme konnte man mit dem Pulli hängen bleiben oder sich einen Zahn abbrechen, aber sie war auch so süß, dass man an ihr saugen, mit ihr im Mund einschlafen konnte.

Jetzt im Moment sprach Big Swiss über ihre Aura, ein unerträgliches Gerede, wäre nicht diese Stimme gewesen. Big Swiss zufolge unterschieden sich Auren nicht nur in der Farbe, sondern auch in der Größe, und ihre war »so groß wie ein Lastkahn«. Sie drang in jeden Raum, bevor Big Swiss selbst ihn betrat, und man wich ihr entweder aus oder wurde niedergemäht – das konnte man sich aussuchen. Auch Big Swiss hatte darunter zu leiden. Ihrer Aura wegen hielt sie es in Räumen mit niedrigen Decken höchstens zwanzig Minuten aus, und auf gar keinen Fall hätte sie in einer Kellerwohnung leben können. Ihr wurde unbehaglich zumute, wenn etwas ihrem Gesicht zu nah kam, selbst bei Gesichtern anderer Menschen. Sie schlief ohne Kissen. Regenschirme konnte sie nicht leiden. Was sie auch aß, musste mit reichlich Chilisaucen getränkt oder anders stark gewürzt sein, zum Beispiel mit Gentleman's Relish, einer Paste mit Anchovis. Sie streute auf

alles Salz, sogar auf Orangen. In ihrem Körper fühlte sie sich generell unwohl, deshalb setzte sie ihn gern den Elementen aus und war entweder sonnenverbrannt, windzerzaust oder feucht vom Regen.

»An deiner Aura schlage ich mir den Kopf auf«, hätte Greta gesagt, wären sie im selben Raum gewesen. »Ich klammere mich an die Reling des Lastkahns und blute aus einer Kopfwunde.«

Aber Greta und Big Swiss waren nicht im selben Raum, nicht einmal im selben Gebäude. Greta saß Meilen entfernt in ihrem eigenen Haus am Schreibtisch und trug nichts weiter als Kopfhörer, fingerlose Handschuhe, einen Kimono und Stulpen. Ihre Arbeit bestand darin, diese körperlose Stimme zu transkribieren, die genauen Worte zu tippen und auch aufzuschreiben, was Big Swiss' Gesprächspartner sagte, ein Sex- und Beziehung-coach, der sich völlig unironisch Om nannte. Sein echter Name (an dem nichts auszusetzen war) lautete Bruce, und Big Swiss war eine seiner vielen Klientinnen. Fast jeder in Hudson, New York, wo Greta lebte, hatte auf dem Sofa dieses Mannes sein Herz ausgeschüttet. Natürlich schrieb er an einem Buch, und deshalb hatte er Greta angeheuert, um seine Sitzungen zu transkribieren. Bisher hatte sie etwa drei Dutzend Abschriften getippt, wofür er ihr fünfundzwanzig Dollar die Stunde zahlte.

Bei ihrer letzten Stelle hatte Greta Tabletten sortiert und gezählt, und dann hatte sie die Tabletten in Röhrchen gefüllt, und wenn die Kunden ihre verschreibungspflichtigen Pillen abholten, beschrieben sie Greta ihren Stuhlgang. »Ich bin PTA«, sagte Greta dann freundlich. »Keine Krankenschwester.« Dann schalteten die Leute um. Bevor Greta sie aufhalten konnte, platzten sie mit Dingen heraus wie: »Mein Mann hat mich dreißig Jahre lang verprügelt. Ich hatte mehrere Gehirnerschütterungen, und ich habe keine Kinder, die sich um mich kümmern könnten. Könnten Sie

mein Rezept für Soma gleich einlösen und mir Rabatt geben?« In solchen Fällen hatte Greta sich oft zum Apotheker umgedreht, einem verbitterten Alkoholiker namens Hopper, und geflüstert: »Ich bin PTA, keine Psychologin. Und das Wiederholungsrezept der Kundin ist nicht mehr gültig. Kümmern Sie sich darum.« Hopper war relativ jung (zweiundfünfzig), litt unter Bluthochdruck und Nierenproblemen und hatte chemische Verbindungen auf die Unterarme tätowiert. Nicht diesen üblichen abgedroschenen Mist wie die chemische Struktur der Liebe, auch nicht Dopamin oder Serotonin. Er hatte sich für Tattoos von Drogenverbindungen entschieden – Koffein, Nikotin, THC – und war zu nichts zu gebrauchen, wenn nicht alle drei gleichzeitig und ergänzt um Alkohol durch seine Adern strömten.

Greta erfuhr an sich gerne die Geheimnisse anderer Leute. Das war nicht das Problem. Das Problem war, im grellen Schein der Neonlampen von Junkies angestarrt zu werden, während aus den Lautsprechern *I'd Really Love to See You Tonight* oder *Touch Me in the Morning* drang.

In der Apotheke war es zu warm, zu hell und wie auf einer Bühne, und Greta merkte, dass sie es mit ihrer Gestik und Mimik übertrieb, als würde sie in einem Stummfilm spielen. Am Ende wollten die Junkies nur ihre Drogen, und Greta wollte sich einfach nur hinsetzen. In ihren Beinen und Füßen pulsierte es. Zum ersten Mal in ihrem Leben trug sie Strumpfhosen, nicht nur eine, sondern zwei übereinander, und dazu schwarze Kompressionsstrümpfe. Es war nicht besonders kleidsam, aber sie hatte das Gefühl, sie brauche Halt. Sie wollte gedrückt werden, richtig fest.

Und dann reichte ihr eines Tages ein Mann ein Rezept für Oxy 30 mg und eine Hose und verlangte, sie solle ihm das Medikament geben und seine Hose flicken. »Ich bin PTA, keine Schnei-

derin«, sagte sie. »Und das Rezept ist gefälscht, Sir.« Mit angewidertem Blick zog er eine Pistole. Es war Heiligabend. Hopper rückte sofort zweihundertsechzig Oxy 80 mg heraus, und der Junkie zog lachend von dannen. Er starb zwei Tage später an einer Überdosis. Eine Woche danach nahm Hopper sich nach Ladenschluss in der Apotheke das Leben. Die Abendnachrichten und alle Zeitungen berichteten darüber.

Und Greta? War wie immer nicht aus der Ruhe zu bringen, solange ihre Strümpfe nur eng, eng, eng waren. Wenn sie die Strümpfe auszog: dumpfe Traurigkeit, nichts Ernstes. Das irritierte Leute (ihren Verlobten), die offene Trauerbekundungen (untröstliches Schluchzen) erwarteten, vor allem, da ihre Mutter sich das Leben genommen hatte, als Greta dreizehn war, und Greta danach bei diversen Tanten aufgewachsen war, erst in Kalifornien und Arizona und schließlich in New Hampshire, wo sie die Highschool besucht hatte. Ihr Verlobter tastete sie immer wieder ab und suchte in ihren Taschen nach Tabletten, weil er fürchtete, sie könnte planen, sich auch das Leben zu nehmen. »Du siehst zu viel fern«, sagte Greta. »So funktioniert das nicht. Das geht nicht so eins zu eins.« Außerdem glichen Gretas Versuche Wurzelkanalbehandlungen – sie waren schmerzhaft, einschüchternd und fast immer gefolgt von einer längeren Schonfrist. Ihre aktuelle Schonfrist sollte noch fünf Jahre halten.

Die Leiche ihrer Mutter hatte sie nicht entdeckt, aber Hoppers. Er hatte sich ins Herz geschossen statt in den Kopf, aber danebengezielt und war an einem Herzinfarkt gestorben. Ihre Mutter hatte sich in den Kopf geschossen, nicht ins Herz und nicht danebengezielt. Beide hatten Abschiedsbriefe hinterlassen und dazu etwas, das Greta als unbeabsichtigte Nachworte betrachtete. Hoppers war, dass er auf der Seite liegend neben Dyazide gestorben war, was ihm, richtig eingenommen, vielleicht das Le-

ben gerettet hätte. Das Postskriptum ihrer Mutter war eine lange Haarsträhne an einem Fetzen Kopfhaut gewesen, ein Nachtrag, der Greta jahrelang gequält hatte.

»Berührt dich das gar nicht?«, fragte ihr Verlobter verblüfft.

»Bei mir ist alles mit nassem Sand bedeckt«, sagte sie, »weil mein Kopf in einem riesigen Betonmischer steckt.«

»Also hast du doch Gefühle«, sagte ihr Verlobter. »Sie sind nur vergraben. Unter Beton. Vielleicht wird es Zeit, den Beton aufzubrechen.«

»Womit, einem Presslufthammer?«

»Vielleicht mit einem Psychologen.«

Also versuchte Greta es wieder einmal mit einer Therapie. Nachdem sie im Laufe von zehn Wochen ihre ganze Geschichte erzählt hatte, hatte der Seelenklemmer emotionale Taubheit diagnostiziert, was Greta etwas übertrieben fand; sie selbst betrachtete es an schlechten Tagen als »Haltung«, an guten als »Klasse« und, wenn sie besonders von sich eingenommen war, als »heitere Gelassenheit«. Er hatte mehrere überzogene Vorschläge gemacht: Bikram-Yoga, Hypnose, Urschreitherapie, Desensibilisierung und Verarbeitung durch Augenbewegungen (EMDR), Akupunktur und einen Swing-Tanzkurs. Außerdem legte er ihr nahe, auf Koffein und Nikotin zu verzichten.

Stattdessen verzichtete Greta auf die Therapie. Dann kündigte sie ihre Stelle, beendete ihre Beziehung, zog ans andere Ende des Landes und suchte sich Arbeit in einem neuen Bereich. Vor einigen Jahren hatte sie für eine Firma für Dokumentenaufbereitung gearbeitet. Dabei hatte sie für Wissenschaftler, die qualitative Forschung betrieben, für Hightechunternehmen, Professoren und Psychologen Audioaufnahmen transkribiert. Die Ausstattung hatte sie all die Jahre behalten, weil ihr diese Art der Lauscherei gefallen hatte, ebenso wie die Arbeit allein zu Hause

und die vielen Stunden, in denen sie kein Wort sprach. Sie war von jeher eine ZuhörerIn und umgab sich meist mit Menschen, die den Klang ihrer eigenen Stimme liebten. Es störte sie nicht, dass die Arbeit nur wenig Können erforderte und leicht von Maschinen oder Software erledigt werden konnte. Nachdem sie in Hudson gelandet war, hatte sie die sechs Therapeuten in der Stadt angeschrieben und ihre Transkriptionsdienste angeboten.

Nur Om hatte geantwortet.

Jetzt strömten die Geheimnisse direkt in ihre Ohren, ohne Begleitmusik oder körperliche Schmerzen. In letzter Zeit rührte Greta sich kaum noch. Nur ihre Finger bewegten sich, und selbst die nicht besonders schnell. Als Schreibkraft war sie zwar alles andere als tadellos, aber dafür war sie ziemlich diskret, und in einem tratschverseuchten Kuhdorf wie Hudson zählte Diskretion mehr als alles andere. Sie hatte eine Verschwiegenheitserklärung unterschrieben, die ziemlich offiziell gewirkt hatte, und durfte schon deshalb nicht über Oms Klienten lästern. Nicht dass sie das gewollt hätte – sie hatte schon immer eher in Gedanken gelästert als anderen gegenüber, außerdem ging sie kaum noch vor die Tür. Meist fing sie im Laufe des Nachmittags an und arbeitete, bis sie zu Bett ging. Die Leute redeten, Greta tippte, gute Nacht.

Bisher war Big Swiss anders als Oms sonstige Klienten. Sie teilte nicht diese Angewohnheit, an jeden Satz ein Fragezeichen zu hängen, und ließ es selbst bei echten Fragen weg. Sie wurde nie laut. Wenn sie nieste, sagte sie »hatschi«, so wie sie »hallo« oder »danke« sagte. Sie sprach jedes Wort langsam und deutlich aus, in der gleichen Geschwindigkeit, in der Greta tippte, wodurch es fast wirkte, als würden sie ein Musikstück aufführen, eine eigenwillige improvisierte Performance bei einem Konzert ohne Publikum.

Greta musste nur selten zurückspulen, um genauer hinzuhören, oder ganz aufgeben und [UNVERSTÄNDLICH] schreiben, was sie furchtbar ärgerte. Es hatte einiges an [SEUFZEN], [NIESEN] und [RÄUSPERN] seitens Big Swiss' gegeben, aber das wollte Om nicht in den Abschriften haben. Auch durfte Greta eine [GEWICHTIGE STILLE] ebenso wenig vermerken wie die vielen [PAUSEN] oder ein [WIMMERN]. Aus irgendeinem Grund erlaubte Oms Formatvorlage [PFEIFEN], [SINGEN] und [KLATSCHEN], obwohl das niemand während der Sitzungen tat, ebenso wie [LACHEN] und [WEINEN]. Oh, und [FEUERATMUNG], die er manchmal mit Klienten praktizierte, die seiner Leidenschaft für Kundalini-Yoga gegenüber offen waren.

Normalerweise dauerte die erste Sitzung mit einem neuen Klienten mindestens fünf bis sieben Minuten länger als spätere, aber Oms erster Termin mit Big Swiss war ganze fünfzehn Minuten kürzer. Daher wusste Greta, dass Big Swiss schön war – Om hatte vergessen, den Aufnahmeknopf zu drücken. Entweder das, oder er hatte die erste Viertelstunde gelöscht, was ihm nicht ähnlich sah. Außerdem sprach er eine Oktave tiefer und spielte ständig mit seinem Stift.

OM: Als Sie gerade über Ihre Aura gesprochen haben, habe ich einen leichten Dialekt herausgehört. Woher kommen Sie ursprünglich?

FEW: Was glauben Sie, woher ich komme?

OM: Lassen Sie mich mal überlegen. Sie kommen ... irgendwo aus dem Mittleren Westen. Nicht Illinois. Nicht Ohio. Auch nicht Nebraska –

FEW: Strengen Sie sich nicht an. Ich sage es Ihnen. Ich stamme aus –

OM: Warten Sie, ich habe es. Michigan!

FEW: Nein.

OM: Sie sind ursprünglich aus Wisconsin.

FEW: Falsch.

OM: Minnesota?

FEW: Ich komme aus d–

OM: Delaware.

FEW: Aus der Schweiz.

OM: Deshalb sind Sie so groß und blond!

FEW: Schweiz. Nicht Schweden.

OM: Lustiger Zufall; als ich jung war, habe ich ständig ABBA-Kassetten gehört –

FEW: Aus der Schweiz, wie gesagt. Nicht aus Schweden. Aus der Schweiz. Wie der Käse.

OM: In der Schweiz gibt es doch viele große, blauäugige Blondinen, oder?

FEW: Schon. Aber die meisten Schweizer sind mittelgroß und braunhaarig, und meine Augen sind grau.

OM: Stimmt. Helfen Sie mir mal, wofür ist die Schweiz noch berühmt?

FEW: Käse, Schokolade. Suizid wohl auch.

OM: Nehmen sich in der Schweiz alle das Leben?

FEW: Na ja, es ist legal. Sterbehilfetourismus ist da im Moment ziemlich beliebt.

OM: Denken Sie daran, oder haben Sie je daran gedacht, sich zu töten?

FEW: Nein.

OM: Seit wann leben Sie in Hudson?

FEW: Ich wohne nicht hier. Ich wohne auf der anderen Seite des Flusses. Ich bin nach Amerika gezogen, um hier zu studieren.

OM: Sie haben eine sehr ungewöhnliche – und interessan-

te – Stimme, und ich habe mich gefragt, ob Sie singen.
Sind Sie Sängerin?

FEW: Mir wurde schon gesagt, meine Stimme sei wie ein
Messer. Wenn ich beim Bäcker Teilchen aussuche,
würde es klingen, als würde ich eine Hinrichtung an-
ordnen.

OM: Wer sagt das?

FEW: Mehrere Leute. Meine Mutter sagt, von meiner
Stimme würden sich ihre Zähne lockern.

OM: Meine Güte. Das ist aber ein ungewöhnlicher Kom-
mentar über die eigene Tochter.

FEW: Das sagt sie schon seit Jahren.

OM: Betrachten Sie Ihr Trauma als Teil Ihrer ... Aura?

FEW: Nein.

OM: Mir fällt gerade auf, dass das Wort »Aura« im Wort
»Trauma« enthalten ist.

FEW: Wenn überhaupt, dann hat etwas in meiner Aura das
Trauma ausgelöst. Oder meine Aura hat das Trauma
verstärkt.

»Welches Trauma?«, fragte Greta laut.

OM: Sie haben gesagt, es sei Ihnen unangenehm, wenn
jemand Ihrem Gesicht nahe kommt. Könnte es nicht
an dem liegen, was geschehen ist?

»Was denn?«, fragte Greta.

FEW: Sie wollen, dass ich ja sage. Sie wünschen sich offenbar
Ursache und Wirkung.

OM: Na ja, die gibt es auch. Es muss sich bei Ihnen doch

irgendwie ausgewirkt haben. Wie hat Ihr Trauma Ihre
Beziehungen beeinflusst?

FEW: Würden Sie es bitte nicht »Trauma« nennen?

OM: Warum?

FEW: Weil ich das, was mir geschehen ist, nicht als Ausrede
nutze.

OM: Als Ausrede wofür?

FEW: Faulheit oder Trägheit. Ich benutze es nicht, um meine
Wut oder Aggressionen zu erklären. Ich bin nicht an
mein Leiden gebunden. Auch nicht daran, was mir
passiert ist. Ich glaube nicht, dass es jeden Aspekt von
mir erklärt, weil ich es nicht zu einem Teil meiner Per-
sönlichkeit gemacht habe. Ich lasse mich nicht hängen,
ich werde aktiv. Auch als »Überlebende« würde ich
mich nie bezeichnen. Ich bin einfach – ich bin nicht so
ein Traumamensch.

OM: Was meinen Sie mit Traumamensch?

FEW: Jemanden, der ständig das Wort »Trauma« benutzt.
Traumamenschen finde ich fast so unerträglich wie
Trumpmensen. Wenn man ihnen rät, sie sollen
ihr Leiden und ihren Opferstatus aufgeben, tun sie,
als würde man ihnen ein neues Trauma zufügen. Ich
meine, ja, manchen Leuten passieren beschissene
Sachen, das streite ich nicht ab, aber müssen sie sich
deshalb in ihrem eigenen Mist suhlen? Wenn sie damit
mal zwei Sekunden aufhören und sich zusammen-
reißen würden, wenigstens ein bisschen, könnten sie
vielleicht die Menschen werden, die sie sein sollten.

»Holla«, sagte Greta. »Hört, hört.«